

# Erinnerungen an die Notjahre 1945-1948

*Von Karl Rüb, Konstanza (Sarata)*

*Erschienen im Jahrbuch 1962 der Dobrudscha-Deutschen, Seite 43*

## Flucht aus Rumänien im Jahre 1944

Es war am 23. August 1944. Ich saß um 22.00 Uhr in meinem Büro in Konstanza. Da ertönten aus dem Radio die Worte: „Atențiune, atențiune, peste câteva minute dăm o știre foarte importantă pentru țară.“ Dies wurde laufend wiederholt. Dann erklang die Stimme des Königs Michael, der erklärte, daß die Politik des Marschalls Antonescu Rumänien an den Rand des Abgrunds gebracht habe und er sich gezwungen sehe, ihn gefangen zu setzen und mit der glorreichen russischen Armee ein Bündnis abzuschließen, sie ins Land zu rufen, um die deutschen Armeen zu vertreiben usf. Da saß ich nun an der Küste des Schwarzen Meeres und hatte zu entscheiden, ob ich in Konstanza bleiben oder gehen sollte. Mir blieb nichts anderes übrig: ich packte ein Bündel und ging, zwei vollgepfropfte Lager mit Landmaschinen zurücklassend.

Die mir befreundeten Offiziere vom deutschen Luftwaffenlazarett ließen mir sagen, dass sie mich selbstverständlich mitnahmen. Aber sie hatten keinen Befehl zum Rückzug und mussten noch zwei Tage lang zuwarten, bis sie doch ihre Zelte ab- brachen. Diese Verzögerung aber kostete später viele Menschenleben und Material.

Da inzwischen die russischen Truppen bereits bis Bukarest vorgedrungen waren, blieb uns nur noch der Weg über Bazargic<sup>1</sup> nach Bulgarien offen.

Im Gegensatz zu Rumänien, standen die Bulgaren den Deutschen sehr freundlich gegenüber und so konnten wir mit unseren 13 Lazarettautos unbehindert über Sofia bis nach Westbulgarien durchkommen, wo die zurückflutende Deutsche Wehrmacht entwaffnet wurde. Auch die Fahrt durch Serbien, damals noch voll Partisanen, verlief bis Belgrad reibungslos. Aber schon im serbischen Banat waren die Auswirkungen des herannahenden Kriegsschauplatzes zu erkennen. Die Siedler packten in aller Eile und zogen in Trecks Richtung Westen. Mein Weg führte mich nach Budapest, wo ich in der deutschen Gesandtschaft als erster Flüchtling einen Bericht über die Lage in Rumänien und Bulgarien geben konnte. Mit der Eisenbahn kam ich dann am 1. September 1944 nach Wien und fand bei meinem alten Freund aus Konstanza, dem Bankdirektor Alexius Murmuracki, freundliche Aufnahme. Wien war damals zu der Flüchtlingsstadt des Balkans geworden und so fand ich auch bald Freunde aus Konstanza, Bukarest, Kronstadt, Temeschburg und Arad. Die Stadt wurde laufend bombardiert. Ich verbrachte vier Monate in Wien und war von dort aus einigemal in den Warthegau und nach Berlin gefahren, um meine

1 Rumänischer Name von Dobritsch

Landsleute aufzusuchen.

## **Die Flucht der Umsiedler aus dem Wartheland**

Die Umsiedler saßen damals noch wie im tiefsten Frieden im Warthegau, es waren ja Bauern, die ganz in ihrer Arbeit in Hof und Feld aufgingen. Sie verstanden mich nur selten, wenn ich von gefährlichen politischen Situationen zu ihnen redete und sie ermahnte, einige Haushaltgegenstände sowie Frauen und Kinder in Sicherheit nach dem Innern des Reiches zu verbringen, wohin doch mancher Verbindung hatte.

Mitte Januar 1945 kam dann die Katastrophe: die russischen Armeen rückten gegen Westen vor. Ich war in diesen Tagen gerade in Wien und fuhr sofort nach Posen ab, um wenigstens meine Geschwister und einige meiner Bekannten zu alarmieren und herauszuholen.

Als ich dort in den Tagen des 17. und 18. Januar Alarm schlug, verstanden die Leute mich immer noch nicht, dass die Russen im Eiltempo herankamen. Um einen allgemeinen Aufbruch der Umsiedler zu organisieren, war es bereits zu spät und dazu noch höchst gefährlich, da man sofort als Panikmacher verhaftet worden wäre. Ich packte deshalb einen Wagen mit meiner Schwester Berta und einen anderen Wagen mit dem Ehepaar Johannes und Luise Oberländer und zog mit diesen los. Inzwischen war auch Alarm zur Flucht gegeben worden. Was sich jetzt auf den verstopften Straßen mit den Tausenden von Trecks bei einer Kälte von 20 Grad abspielte, muss ich hier nicht beschreiben. Mit Grauen denkt heute noch jeder Umsiedler an diese Schreckenstage im Januar 1945 zurück.

## **Eine Idee wird geboren**

Angesichts dieses Elends, das ich selbst miterlebte, reifte in mir die Idee zur Einleitung einer Hilfsaktion im großen Maßstab heran. Diese Idee war der erste Funke für einen Plan, der später zur Tat werden sollte.

Ich war entschlossen, meinen zu Tausenden in Not geratenen Landsleuten zu helfen. War das möglich? Ein Einzelner, ein armer Flüchtling? Dann sah ich wieder die Massen von Menschen auf der Straße, vermummte Gestalten in Pelzen, Schuhe mit Säcken verschnürt, die Trecks beladen mit Hausrat, Lebensmittel, Futter, frierenden Frauen und weinenden Kindern ... und das alles sich langsam dahinwägend auf vereisten Straßen Richtung Reich, in die Heimat.

Wirklich in die Heimat?, die sie aufnimmt, sich ihrer annimmt? .. O, ich wusste, dass diese Heimat sie nicht willkommen heißen würde, nicht ihre Türen und Tore öffnen würde. Ich sah und spürte es, wie ein dramatisches „Quo vadis“ über diesen Elenden in winterlicher Luft lag.

Die Umsiedler kamen zum ersten mal ins Altreich. Vorher waren sie im Sudetenland in Lagern, dann in Polen angesiedelt. Das eigentliche Deutschland kannten sie nicht. Brandenburg, Sachsen, Thüringen waren kaum Begriffe für sie, eher dagegen Bayern und besonders Württemberg. Von Württemberg wussten sie, dass man ihnen noch in der alten Heimat Bessarabien und Dobrudscha erzählte, dass ihre Ahnen von dort ausgewandert seien, auch den Ort wussten viele noch, dessen Name schon immer etwas Magisches, Anziehendes für sie hatte. Aber wo liegt er, er ist weit ab,

irgendwo in Süddeutschland; jetzt aber stehen sie noch mit ihren Trecks im Nordosten Deutschlands.

## **Die Gedanken nehmen Gestalt an: Hilfsaktion für die Umsiedler**

Es gelang mir ziemlich schnell, mich durchzuschlagen und dem einen Ziele zuzusteuern: Württemberg. Dort in der Stille eines einsamen Bauerndorfes, in Oberstetten, wo meine Nichte mit einem Pfarrer verheiratet war, mietete ich mir bei einer alten Bäuerin ein Zimmer und konnte nun nach allen Strapazen zur äußeren und inneren Ruhe kommen, um der einmal gefundenen Idee Form und Gestalt zu geben. Mit einer Reiseschreibmaschine versehen, legte ich hier die Grundzüge des Aktionsplanes fest und arbeitete zugleich die bekannte Denkschrift aus. Wäre diese damals in die Hände der noch herrschenden Machthaber gekommen, wäre ich freilich am Galgen geendet.

In Oberstetten erlebte ich den Einmarsch der Amerikaner. Der Weg für eine Verwirklichung meines Planes erschien mir nun frei. Der Plan bestand kurz darin: Alle Schwabenumsiedler, so bezeichnete ich kurz die Bessarabier, Dobrudschaer, Bukowiner etc., in die Heimat ihrer Voreltern, nach Württemberg zurückzuführen. In ihrer Urheimat sollten sie wieder sesshaft werden, sich dort eingliedern. Der Prozess der Eingliederung sollte möglichst rasch vonstatten gehen. Die Umsiedler, auf die schwäbischen Gemeinden verteilt, könnten am Wiederaufbau mitarbeiten und auch die Lücken ausfüllen, die der Krieg überall gerissen hatte. Ich wollte, der besonderen Eigenart der Umsiedler entsprechend, diesen Boden verschaffen, in welchem die Pflanze sofort Wurzeln schlägt, anwächst und gedeiht, damit nicht erst jahrelang ein Kummerdasein geführt werden muss. Entwurzelte wären ja auch nur eine Belastung für die andern gewesen. Auf weite Sicht gesehen, sollte ein organisches Hineinwachsen und Zusammenwachsen zu einem geschlossenen Ganzen erzielt werden.

Wohl war ich mir auch bewusst, dass der süddeutsche Raum überfüllt ist, sodass sich früher oder später eine Abwanderung anbahnen würde, aber in den Jahren 1945 bis 1948 eine Auswanderung zu planen und organisieren, erschien mir unangebracht. Deutschland hatte einen Weltkrieg entfacht und diesen verloren. Der deutsche Name war mit dem Namen Hitler im Ausland identisch. Deutschland glich einem mit Stacheldraht umgebenen Gefangenenlager, aus dem keine Maus herausgelassen wurde. Kein Land der Erde wollte damals Auswanderer aus Deutschland aufnehmen.

Die technische Durchführung des Planes sollte nach meiner damaligen Vorstellung nicht durch den Staat, sondern über den Weg der Selbsthilfe geschehen, d.h. durch Einsatz von Umsiedlern selbst.

Die Finanzierung war so gedacht, dass alle Schichten und Organisationen, angefangen vom Staat mit seinen Ämtern, Organisationen der Wirtschaft, des Geistes, der Kirchen usw. sich daran zu beteiligen hätten und ihre materielle Hilfe und Unterstützung zur Verfügung stellen. Selbstverständlich materielle Hilfe der Umsiedler nicht ausgenommen. Diese Selbsthilfe sollte auf Samariterbasis aufgebaut werden und unabhängig sein von jeglicher Bevormundung.

## Beratungen mit Theodor Wanner in Stuttgart

Nach dem Einmarsch der Amerikaner schien mir nun der Weg zur Verwirklichung meiner Pläne frei. Auf einem geliehenen Fahrrad strampelte ich von Oberstetten nach Stuttgart. Dort nahm ich die erste Fühlung mit Generalkonsul Dr. Theodor Wanner auf. Er war derjenige Mann, dessen Herz uns ganz zugetan war, seit Jahrzehnten, und den ich seit meiner Studienzeit in Stuttgart kannte. Er war eine Persönlichkeit von Format. Er hatte schon im Jahre 1917 das „Deutsche Auslands-Institut“ (DAT), heute als „Institut für Auslandsbeziehungen“ noch im „Alten Waisenhaus“ in Stuttgart, Planie, Charlottenplatz 17, gegründet. Dieses Institut hatte sich zur Aufgabe gestellt, das Auslandsdeutschtum zu erforschen und zu betreuen. Wo immer deutsche Minderheiten in der Welt in ihren Rechten beeinträchtigt oder unterdrückt wurden, stand das Deutsche Auslands- institut mit Rat und Tat zur Seite.

Ich stand während meiner Studienzeit der Arbeit des DAI sehr nahe. Da ich zugleich Vorsitzender der „Vereinigung auslandsdeutscher Studierender“ an der Technischen Hochschule in Stuttgart (Rußlanddeutsche, Bessarabier, Banater, Jugoslawen, Polen), und Vorsitzender des „Verbandes Studierender Schwarzmeerdeutscher in Deutschland“ (Studierende aus Russland, Bessarabien etc. im Reichsgebiet) war, wurde ich in den Aufsichtsrat des DAI berufen, wo ich jahrelang die Interessen der auslandsdeutschen Studentenschaft vertrat.

Als ich nach Beendigung meines Studiums im Jahre 1926 mich von Generalkonsul Wanner verabschiedete, überraschte er mich mit der Mitteilung, dass er mir für meine Mitarbeit im DAI einen Radio-6-Röhrenapparat schenken wolle. Ich bat ihn jedoch, dieses Geschenk der Sarataer Wernerschule zukommen zu lassen, da es dort einem größeren Kreis von Schülern und Lehrern zugutekomme, was dann auch zur Freude der Schule geschah.

Diese alten guten Beziehungen nahm ich im Frühjahr, 1945 in Stuttgart wieder auf, um meinen inzwischen fertig durchdachten und schriftlich niedergelegten Hilfsplan für die Umsiedler durchzuführen. Ich übergab ihm eine Denkschrift über die trostlose Lage meiner Landsleute, die in ganz Nord- und Mitteldeutschland zerstreut waren und bat ihn, zusammen mit mir, eine wirkungsvolle Aktion einzuleiten, um diese nach Württemberg zu bringen, woher ihre Voreltern vor hundert und mehr Jahren ausgewandert waren. Diesen Plan besprachen wir grundsätzlich und in Details einige Male. Er war seit 1933 nicht mehr Leiter des DAI. Die Nazis hatten ihm 1933 beim Betreten des DAI einen Stock über den Schädel geschlagen, so dass er bewusstlos zusammenbrach. Nach dem Zusammenbruch war er eben dabei, das DAI wieder zu errichten. Obwohl seine Beziehungen zu der Militärregierung die besten waren, schon weil er schwedischer Generalkonsul war, aber auch wegen seiner bekannten anti-nazistischen Einstellung, konnte das DAI, das bei der Militärregierung als Spionage- und Propagandainstitut angekreidet war, nicht sofort als Sprungbrett für eine Flüchtlingshilfsaktion in Betracht kommen. Die Not aber war dringend und deren Linderung duldete keinen Aufschub.

Andererseits war die Situation in Deutschland im Juni 1945 so, dass Deutschland einem Gefangenenlager glich. Die Militärregierungen der vier Siegermächte übten die Exekutive und Legislative auf Grund des Besatzungsstatuts und der Beschlüsse von Jalta und Potsdam aus. In Stuttgart selber standen farbige französische Truppen. Jeglicher Ausgang nach 6 Uhr abends war verboten. Straßenbahnen verkehrten nur wenige. Tausende von ehemaligen Ostarbeitern aus

Russland, der Tschechoslowakei, Polen etc. plünderten und raubten Läden, Privathäuser, Staatsgebäude aus. Die Stadt war zertrümmert und brannte immer wieder an verschiedenen Stellen. Eine deutsche Staatsgewalt gab es nicht, geschweige denn deutsche Polizei, die erst nach einem Jahr langsam aufgestellt wurde, der Polizist selber aber ohne Schusswaffe, nur mit einem Gummiknüppel ausgerüstet.

Als einzige deutsche Amtsperson stand der amtierende Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett da, der damals mit dem Rathaus in einem Gebäude an der Schönleinstraße residierte. Die amerikanische Militärregierung und noch mehr die französische Besatzungsmacht, überwachten alle Regungen deutscherseits, insbesondere wo es um Gründung von Organisationen ging, mit größtem Misstrauen, sie witterten überall Gefahr und hörten das Gras wachsen.

In diesem Wirrwarr und Durcheinander stand ich mit „meinem Aktionsplan“ wie ein bedauernswertes, einfältiges Kind da, das man zwar ansah, im Vorübergehen auch mit einem Ohr anhörte, im übrigen aber als hoffnungslosen Fall bemitleidete. Aber ich sagte mir immer wieder... allen zum Trotz, es muss was geschehen, es muss geholfen werden! Nun bist du unter Lebensgefahr aus Rumänien geflüchtet. Man hat nach dir geschossen, bist über Bulgarien und durch das Partisanengebiet in Serbien mit der Maschinenpistole in der Hand durchgekommen, über Ungarn und Österreich nach Wien gekommen, bist aus einer Hölle von Gefahren aus dem Warthegau entkommen, nun, Rüb, sei stark, nimm alle Kräfte zusammen, tu was, tue es gleich, setze dich durch, überwinde die Schwierigkeiten, du tust nichts für dich, du kämpfst ja nur für deine Landsleute, die unverschuldet in Not geraten sind.

Ich besprach alles noch einmal mit Generalkonsul Wanner und wir kamen nach eingehender Prüfung der Lage zu dem Ergebnis, dass im Augenblick nur mit der Kirche was zu machen sei, da diese allein das Vertrauen der Militärregierung besitze und bereits für karitative Aufgaben die Lizenz erhalten habe. Ich war in jenen Mai- und Junitagen des Jahres 1945 so weit gegangen, dass ich mir sagte, selbst wenn die Kirche kein Geld hat und nicht helfen kann, so möchte sie doch bloß ihren Namen hergeben, der mir als „Aushängeschild“ gegenüber der Besatzungsmacht dienen könne, und wir Umsiedler würden zur Selbsthilfe greifen. Ich war als Kolonistensohn so felsenfest davon überzeugt, daß uns Schwabenumsiedlern trotz Aufgabe der Heimat, trotz Flucht, noch so viel innere Kraft verblieben sei, dass man diese nur organisieren und mobilisieren brauche.

In den Monaten Mai und Juni 1945 war es allerdings zunächst ganz ausgeschlossen, eine eigene Selbsthilfeorganisation ins Leben zu rufen, weil alle Organisationen und Zusammenschlüsse von Deutschen von der Militärregierung strikt verboten waren. Dazu kam noch folgender erschwerender Umstand: Die Amerikaner wussten, dass wir von Hitler aus Rumänien, Russland, Estland, Litauen, Livland usw. ins Reich umgesiedelt worden waren und folgerten daraus, dass diese Umsiedler große Nazis sein mussten. Dies wurde mir nicht nur einmal, sondern auch von deutschen Stellen entgegengehalten.

## **Gründung des Hilfswerks**

Unter all diesen Umständen rang ich mich zur Erkenntnis durch, an die Evangelische Landeskirche Württembergs mit der Bitte heranzutreten, uns Schwabenumsiedler unter ihre

Obhut zu nehmen. In meiner Denkschrift vom Mai 1945 (abgedruckt im Buch „Wie's daheim war“ von Jakob Becker) beantragte ich ein „Hilfswerk für evangelische Umsiedler der Evangelischen Landeskirche in Württemberg“ zu gründen. Diese Denkschrift überreichte ich dann am Sitz des Oberkirchenrates in Stuttgart, Gerockstraße, Herrn Oberkirchenrat Sautter. Ich denke noch heute gern in Verehrung und Dankbarkeit an Herrn Sautter zurück, der mit großer Aufgeschlossenheit und rührender Anteilnahme die Denkschrift las, sich positiv äußerte und sie dem Landesbischof und Oberkirchenrat vorlegen wollte. Am 2. Juli 1945, an meinem 49. Geburtstag, wurde mir dann mitgeteilt, dass mein Antrag angenommen sei und ich die Leitung des geplanten Hilfswerkes übernehmen solle.

Damit war die erste Hürde der großen Schwierigkeiten vor der Gründung genommen und der Rahmen nach außen festgelegt. Unter dem Aushängeschild der Evangelischen Landeskirche in Württemberg waren wir gegenüber der Militärregierung legitimiert und die eigentliche Hilfsaktion konnte beginnen. Es ist nur noch die geschichtliche Tatsache festzustellen, dass vor dem 2. Juli 1945 keine andere Flüchtlingsorganisation bestanden hatte. Diese Tatsache wurde später von den übrigen Flüchtlingsorganisationen im viergeteilten Deutschland anerkannt. Die „Schwabenumsiedler“ konnten mit der Arbeit beginnen.

## **Die ersten Monate des Hilfswerks**

So stand ich nun, in mein armseliges, bombenbeschädigtes Zimmer zurückgekehrt, allein, ohne Geld und ohne Mitarbeiter. Vor mir lag ein Berg von Trümmern, der abgeräumt werden musste, Menschenschicksale, die nach Hilfe riefen, ein Berg von Arbeit und Plänen...

Da sah ich aber wieder im Geist die Tausende und Abertausende von Landsleuten in der Ostzone und sonstwo, notdürftig in Scheunen, Ställen, bestenfalls in Schullokalen oder in einem Zimmer zusammengepfercht, ihre Gesichter gezeichnet von den Schrecken der Flucht, ihre Stirn gefurcht von den Sorgen der Zukunft, der Ratlosigkeit, der Verzweiflung, alle tastend, suchend, irrend.... nach einer Bleibe. Und das ging so tagsüber, abends vor dem Schlafengehen und morgens beim Erwachen... Was soll mit uns werden, wann soll was werden, wie kann was werden? Hätte man nur ein Stückchen eigene Erde... die schwieligen Hände wären ja die Arbeit gewohnt, sie würden anbauen, bauen... wie einst die Vorfahren in der Steppe, aber woher nehmen ... als Knechte und Mägde arbeiten? — Ja, vorerst gerne, unsere Hände wollen doch in der geliebten Erde wühlen, das Auge will Felder sehen. Aber das Kolonistenblut fordert sein Recht, will was Eigenes besitzen und dann schaffen, werken, sparen, vermehren. Selbständig wieder werden und sein und bleiben.

Und dann sah ich auf einmal klar, ich sah ein, dass ich nicht allein war! Ich war, selbst Kolonistensohn, durch unsere gemeinsame Vergangenheit in diese harte erbarmungslose Gegenwart in die Mitte meiner Landsleute hineingestellt. Wir waren eine Gemeinschaft, eine Schicksalsgemeinschaft..... Nur die erlösende Tat wird uns helfen, retten, aufwärts führen!

Also heran an die Arbeit, wenn auch ohne Geld und Mitarbeiter. Diese Dinge werden alle noch kommen ... das spürte ich und war davon überzeugt. Mit einem Rest verbliebenen Geldes stellte ich eine Schreibkraft ein, die Denkschriften, Abhandlungen, Briefe schrieb, die an Ministerien, Behörden, Institutionen und Privatpersonen gingen und Aufklärung über die Schwabenumsiedler

gaben, Anträge stellten, Besprechungstermine erbateten .... Ich diktierte wohl zu viel, denn nach kurzer Zeit sah ich das arme Mädchen, das Tag für Tag von morgens bis abends gearbeitet hatte, weinend über der Schreibmaschine sitzend. Sie kam nicht mehr nach, es war zu viel. Ich entschuldigte mich, ich sähe ja nur noch die schreiende Not, das bittere Elend meiner Landsleute draußen . . . Die Mitarbeiterin war Fräulein Meta Mehlhaf, die in beispielhafter Treue auch heute noch in der Landsmannschaft tätig ist.

Eines Tages wurde an der Wohnungstür geläutet. Es kamen die ersten Besucher aus Bessarabien. Sie waren von der Kirche zu mir geschickt, ich solle Rat für sie schaffen. Ihren Anliegen auf Unterbringung wurde entsprochen, zunächst nur auf dem Wege meiner persönlichen Verbindungen, von Mensch zu Mensch, denn an staatliche Unterstützung und Regelung der Unterbringung war ja noch nicht zu denken, das lief erst ganz langsam an und kam erst nach Monaten allmählich zur Wirkung, alles ging über die Militärregierung in Stuttgart, dann erst ans Innenministerium Stuttgart, ein langer, sehr langer Weg, für uns dazu noch sehr dornenvoll. Die Besucher mehrten sich von Tag zu Tag. Die Gründung des Hilfswerkes wurde von Mund zu Mund getragen und die Adresse Stuttgart, Moltkestraße 87, von Hand zu Hand gegeben. Aufrufe gab ich absichtlich nicht heraus; was hätten diese auch sagen sollen? Ein Massenstrom wäre die Folge gewesen, der zu einer Verwirrung bei den Behörden geführt hätte und die Planmäßigkeit in den Reihen der gestellten Aufgaben des Hilfswerkes gestört hätte. Es musste erst alles organisch wachsen. Schon die in den ersten Monaten angefallenen Arbeiten überstiegen ja die schwache Leistungsfähigkeit des jungen Hilfswerkes.

## **Die ersten Kundschafter der Dobrudschadeutschen**

Eines Tages kam eine Gruppe von Umsiedlern aus der Dobrudscha zu mir. Es war die Delegation eines größeren Trecks, der in Bayern stecken geblieben war, unter Führung ihres Wortführers Friedrich Ohlhausen. Sie waren als „Kundschafter“ zu mir geschickt und baten mich, sie in Württemberg, ihrer Urheimat, unterzubringen und die nötige Zuzugsgenehmigung zu beschaffen. Ich war ja selbst formeller Umsiedler aus der Dobrudscha und kannte diese braven, biedereren Schwaben, aber was tun?

Mit dem Innenministerium hatte ich ja erst die ersten Verhandlungen aufgenommen. Noch bestand dort kein Staatskommissariat für das Flüchtlingswesen, alles lag noch im Unklaren: wird die Militärregierung oder das Innenministerium die Frage des Flüchtlingswesens behandeln? Selbst die Militärregierung tappte noch im Dunkeln und wartete auf Weisung aus Washington. Die Grenzlanddeutschen, Sudetendeutschen, Schlesier usf. saßen noch in ihrer Heimat! Aber hier brannten die Probleme uns unter den Nägeln. Was tun?

Ich bat kurzerhand die Delegation der Dobrudschaer mit mir ins Innenministerium zu gehen. Sie erschraken, Innenministerium? Noch mehr erschraken sie, als ich mich direkt beim Innenminister Ulrich melden ließ. Dieser war selbst ein guter, echter Weingärtner aus Heilbronn und hatte deshalb auch großes Verständnis für die Dobrudschaschwaben, aber eine formelle, rechtliche Befugnis für Zuzugsgenehmigungen hatte er auch noch nicht, ja sah nicht mal eine sofortige Hilfsmöglichkeit, da ja alles noch in den Händen der Militärregierung lag. Als ich nachträglich, nach dem Weggang der Dobrudschaer die hohe Militärregierung besuchte und

ihnen das Problem der Unterbringung meiner Dobrudschaschwaben vortrug, war man dort wie vom Himmel gefallen: man sagte mir, dass es doch Rumänen seien und diese seien DP's, müssten also zur UNRA gehen. Ich klärte auf, dass es keine DP's seien, sondern Deutsche, die während des Krieges nach Deutschland umgesiedelt worden seien. Der naive Kommandant sagte darauf: „Oh, wenn in Rumänien geboren, dann sind Rumänen, nicht Deutsche“. Darauf ich: „Wenn ein Kalb in einem Pferdestall geboren wird, ist es dann ein Pferd oder ein Kalb? Er war verwirrt und sagte mir, dass er für solche Fälle keine Weisungen aus Washington habe. Also: im Innenministerium Essig, bei der Militärregierung auch.

Daraus sieht man, unter welch außerordentlich schweren Verhältnissen die Arbeit im Sommer 1945 begonnen werden musste. Ich musste in diesem Fall, wie in vielen anderen Fällen später, einfach die Zivilcourage aufbringen und mutig handeln, zur Selbsthilfe greifen, und habe das später auch nie bedauert.

Ich sagte der Dobrudschadelegation vor ihrem Weggang, sie sollen nur kommen, wenn sie in ihre Urheimat wollen. Ich konnte ihnen begreiflicherweise keine Versprechungen machen, aber im allerschlimmsten Fall, könnten sie ja hier genau so bescheiden leben, für den Anfang, wie in Bayern.

Wer kann mir nachfühlen, wie bitter mein Herz blutete. Hier kamen ehrbare, deutsche Bauern, die das Schicksal fast schon zwischen den Mühlsteinen zermahlen hatte, sie wollen in aller Bescheidenheit nicht mehr, als dass man ihnen erlaubt in ihre alte angestammte Heimat zu kommen, sie wollen nicht Geld, keine Almosenunterstützungen, sie fordern und rechten nicht -.. und die Heimat? Sie kann nicht mal „Bitte herein“ auf das bittende Klopfen dieser ihrer angestammten Kinder sagen.

Nun, ich öffnete ihnen die Tür, ich hatte noch kein formales verbrieftes Recht dazu, ich nahm es mir vor, weil das Recht auf unserer Seite stand. So zu handeln gebot mir einfach das Gebot der Stunde und mein Inneres. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich ihnen sogar ein diesbezügliches Schreiben vom Hilfswerk mitgab.

Sie gingen und kamen mit Ross und Wagen.

Ich konnte sie dann vorläufig in einem Barackenlager in der Ziegelei Knecht in Stuttgart-Zuffenhausen unterbringen. Dieses ehemalige Ostarbeiterlager übernahm ich von Herrn Oberbürgermeister Dr. Klett, um darin ein Auffang- und Durchschleusungslager für die Schwabenumsiedler im Auftrag des Innenministeriums einzurichten. Für die Dobrudschaer konnte der Aufenthalt deshalb nur eine vorübergehende Notunterkunft sein. Aber sie waren ja da, und darauf kam es ja zunächst nur an.

Als später das Innenministerium die Gelder für die Einrichtung des Auffanglagers in der Ziegelei Knecht zur Verfügung gestellt hatte und der Strom der Schwabenumsiedler lawinenhaft answoll, wollte es das Glück, dass im Kreis Heilbronn ein besonders zuvorkommender Flüchtlingskommissar, Herr Frisch, amtierte, der die Dobrudschaschwabenumsiedler aufnahm und damit eigentlich den Anfang machte, dass später der Kreis Heilbronn das Hauptzuzugsgebiet für die Dobrudschadeutschen wurde. Und im September 1946 machte ich Herrn Otto\_Klett, dem Herausgeber dieses Jahrbuches, das Angebot, als Betreuer der Dobrudschadeutschen nach



Heilbronn zu gehen.

## **Die Lager Seedamm und Ziegelei Knecht in Zuffenhausen**

Bei einem entstehenden Brand ist es Aufgabe der Feuerwehr zuerst den Brandherd zu finden und diesen zu löschen. Erst später folgen dann die Aufräumarbeiten und Instandsetzung der verursachten Schäden.

Auch im Hilfswerk musste eine solche Feuerwehraufgabe notwendigerweise auf sich genommen werden. Der Schwerpunkt der Aufgabe lag damals primär in der Beschaffung von Zuzugsgehmigungen und sekundär erst in der Durchschleusung und der daran anschließenden Unterbringung. Beide Probleme mussten gleichzeitig in Angriff genommen und gelöst werden.

Ich erwähnte schon oben, dass Herr Oberbürgermeister Dr. Klett mir das Lager Ziegelei Knecht zur Verfügung stellte. Ich hatte ihn oft besucht und jedes mal eine nicht gerade bescheidene Wunschliste vorgelegt. Und ich muss zu Ehren des Herrn OB Klett sagen, dass er handelte, wo und wie es immer möglich war. Er speiste mich nie mit leeren Worten ab.

Im Zuge dieser Hilfsbereitschaft übergab er\_ mir auch das Barackenlager „Seedamm“ in Zuffenhausen. Beide Lager sahen abscheulich aus, Fenster und Türen waren gestohlen, elektrische Leitungen und sanitäre Einrichtungen ebenfalls oder demoliert. Selbstverständlich war von Möbeln und sonstigen Einrichtungen nichts mehr da. Aber ich ließ nicht locker. Im Lager Seedamm wurden dann 35 bis 40 Wohnungen für Umsiedler eingerichtet. Wir zahlten eine kleine Miete. Bei der Einweisung mussten die Bedingungen der Stadt Stuttgart berücksichtigt werden, dass die Leute für Arbeitseinsatz bereit sind und dann die Erfordernisse des Hilfswerks berücksichtigt werden, dass die im Büro und Lagerverwaltung tätigen Angestellten in Stuttgart eine Unterkunft bekommen, damit sie jederzeit voll einsatzfähig sind.

Die Wohnungen im Lager Seedamm waren jahrelang mit Schwabenumsiedlern belegt, solange jedenfalls bis die große Bautätigkeit einsetzte und die Insassen allmählich sich selbst was bauen konnten. Freilich, wir sind vergesslich, aber denkt man noch daran, wie es 1945 und 1946, auch später noch mit Wohnungen in dem zerstörten Stuttgart stand? Man unterhalte sich mal mit Herrn Rudolf Heer, der als erster das Barackenlager Seedamm bezog und monatelang in seiner dortigen Wohnung die fehlenden Fenster mit Decken verhängt hatte, von Türen schon gar nicht zu reden; selbstverständlich fehlten auch diese. Wie glücklich war man jedes mal, wenn man in einer alten Ruine oder Schuttplatz einen alten eisernen Ofen oder Ofenrohr „organisieren“ konnte.

Ich besuchte einmal zusammen mit Herrn OB Dr. Klett das Barackenlager „Schlotwiese“ in Stuttgart, wo eine große Gruppe von Jugoslawiendeutschen untergebracht waren. Uns beiden blieb der Atem stehen, als wir sahen, dass dort die Insassen sich kleine Hundehütten an die Baracken angebaut und darin geschlafen haben. Fast alles war mit Wellblech gedeckt, das die Flüchtlinge von einem Schuttplatz der amerikanischen Armee sich holten, nebst Geschirr, Dosen, Büchsen, aus denen Haushaltgegenstände gefertigt wurden.

Nicht minder unansehnlich stand es im Lager Ziegelei Knecht in Stuttgart- Zuffenhausen.

Während Seedamm noch Steinbaracken hatte, waren hier alles durchweg nur Holzbaracken. Eine in der Mitte des Platzes gelegene Baracke war früher Pferdestall. In dieser Baracke wurde die Lagerküche untergebracht, die Wände abgescheuert und gekalkt, große Kochkessel aufgestellt und die Nebenräume für Lebensmittelvorräte ausgebaut. Ich muss heute noch in Dankbarkeit an meinen Landsmann aus Sarata, Gustav Keller, denken, ein ehemaliger Restaurateur und Hotelier. Er hat das Meisterstück fertiggebracht, mit einigen anderen Schwabenumsiedlern eine Musterküche aus diesem Pferdestall zu machen, die dann von den Herren der Kirche und des Innenministeriums immer wieder lobend bestaunt wurde.

Die anderen Holzbaracken wurden im Laufe der Zeit ebenfalls in menschenwürdigen Zustand versetzt und darin untergebracht: Schlafräume für 500 Personen, ein Essraum für dieselbe Zahl von Personen, Arzt- und Sanitätsräume mit Apotheke, Verwaltungsräume für Registrierung der Umsiedler, Wohnräume für Küchenchef und Lagerleiter usw.

Dieses Auffanglager in der Ziegelei Knecht war für die Schwabenumsiedler eine große Wohltat und seine Errichtung beruhte auf dem Entgegenkommen der Behörden. Hier konnten wir unsere eigenen Landsleute rascher als in den staatlichen Lagern durchschleusen, die bekanntlich mit ihrem schwerfälligen Apparat sehr langsam arbeiteten. Zugleich war dieses Auffanglager auch der Treffpunkt für die zerrissenen Familien, Verwandten und Bekannten. Nicht zuletzt ein Hort für geistige und seelische Aufrichtung des inneren Menschen.

Parallel mit der Verpflegung der Menschen ging die Versorgung der zahlreichen Pferde, kamen doch die Umsiedler sehr oft mit eigenem Fuhrwerk an und hatten den weiten Weg vom Warthegau bis Stuttgart, über tausend Kilometer, mit ihrem Gespann zurückgelegt. Die Futterbeschaffung war aber damals noch schwieriger als die der Lebensmittel für die Flüchtlinge. Der Ablieferungszwang in der Landwirtschaft war soweit gelockert, bestand zum Teil überhaupt nicht mehr, so dass die Pferde buchstäblich verhungert wären, hätte sich nicht ein energischer und treuer Umsiedler gefunden, der diese Aufgabe mustergültig löste. Es war Herr Heinrich Jauch aus Eigenfeld in Bessarabien, ein ehemaliger Kaufmann, der rührig und geschmeidig in Verhandlungen mit Behörden und Bauernorganisationen es immer wieder verstand, Hafer und Heu herbeizuschaffen und nicht müde wurde im Helfen. Das Hilfswerk war ihm immer dankbar.

Die ärztliche Betreuung, Untersuchung lag in den bewährten Händen unseres Landsmannes Dr. Albert Necker aus Tarutino.

Das gesamte Personal des Auffanglagers bestand, soweit ich mich erinnern kann, aus 26 Personen, alles hilfsbereite und einsatzbereite Schicksalsbrüder der großen Gemeinschaft der Schwabenumsiedler.

## **Die Zuzugsgenehmigungen**

Dieses geflügelte Wort war in den ersten Nachkriegsjahren zugleich die Geißel der Flüchtlinge. Wer einmal mit einer Zuzugsgenehmigung zu tun hatte, weiß, was die Mühle eines bürokratischen Beamtenapparates bedeutet. Wer eine Zuzugsgenehmigung in der Hand hatte, erhielt anstandslos Lebensmittelkarten und hatte Anspruch auf wohnraummäßige Unterbringung, was freilich „noch nicht bedeutete, dass er auch gleich untergebracht wurde. Die Erteilung einer

Zuzugsgenehmigung fiel in die Zuständigkeit des Staates. Dieser konnte jedoch, wenn es die besonderen Umstände erforderten, staatliche Aufgaben vorübergehend auf eine Organisation übertragen. Davon hat das Innenministerium in Stuttgart bei Beginn des Flüchtlingsstromes in den Notjahren 1945—46 Gebrauch gemacht, indem es dem Hilfswerk die Ermächtigung erteilte, Zuzugsgenehmigungen für den Personenkreis der Schwabenumsiedler auszustellen. Wir Schwabenumsiedler waren die einzigen, die eine solche Begünstigung erhielten.

Die spätere Regelung war so: die Militärregierung erteilte dem Innenministerium die Weisung, dass die 23 Landkreise von Nordwürttemberg die ankommenden Flüchtlinge proportional ihrer Bevölkerungszahl aufzunehmen haben. Die Kreisverwaltungen, bzw. Landräte, verteilten dann die ihnen zugewiesenen Flüchtlinge wieder proportional auf die Gemeinden.

Wir Schwabenumsiedler waren aber dieser späteren Regelung mit unserer eigenen Aktion weit voraus. Als unsere Aktion voll einsetzte, gab es überhaupt noch keine staatliche Regelung über die Aufteilung auf die Landkreise. Das hatte für uns zur Folge, dass wir mit jedem einzelnen Landrat separat verhandeln mussten, und da der Widerstand groß war, konnten wir nur durch Bitten und Betteln etwas erreichen. Bei den Landräten drehte es sich damals immer nur darum, dass man ihm später, die von ihm freiwillig aufgenommenen Schwabenumsiedler auf die staatliche Quote auch anrechnet.

Ich habe die Besuche bei den Landräten persönlich gemacht und konnte freilich keine Garantie dafür geben, wohl aber die Zusicherung, dass ich im Innenministerium dafür sorgen werde. Als besonderes Argument konnte ich in den Verhandlungen mit den Landräten immer wieder anführen, dass das Innenministerium selbst den Erlass herausgegeben habe, wonach das Hilfswerk die Zuzugsgenehmigungen ausgestellt hat; und es deshalb unlogisch wäre, dass die von uns betreuten Schwabenumsiedler nicht auf die staatliche Quote angerechnet würden. Das zog, und so gelang es, wenn auch in mühsamen, tagelangen, ja wochenlangen Fahrten zu den Landräten, unsere Landsleute unterzubringen. Von diesen Schwierigkeiten ahnten die an den Bahnhöfen liegenden Transporte freilich nichts. Ich habe es auch nur selten erzählt, aber im Rahmen dieser geschichtlichen Abhandlung ist der Hinweis darauf berechtigt und der Erwähnung wert.

Das Innenministerium stellte später in einem Rundschreiben an die Landräte fest, dass auch die in den Kreisen aufgenommenen Schwabenumsiedler auf die Gesamtquote anzurechnen sind. Nach dieser Regelung hatte ich bei den Landräten draußen dann viel leichter arbeiten, obwohl unsere Aktion schon nahezu im Abklingen war.

Wie schon gesagt, erhielt das Hilfswerk vom Innenministerium eine Sondergenehmigung auf Ausstellung von Zuzugsgenehmigungen. Diesem Erlass ging eine Denkschrift voraus, die ich dem Innenministerium überreichte. Es gab Besprechungen, Verhandlungen und endlich wurde dann eine erste Quote von 5 000 Personen festgesetzt. Später wurden zusätzliche Quoten gegeben, über deren Höhe ich mich jedoch im einzelnen nicht mehr entsinne. Es dürften insgesamt etwa 10 000 bis 15 000 Personen gewesen sein.

Im Hilfswerk wurden die Zuzugsgenehmigungen mit Nummern versehen und registriert und mit einer Anweisung, wie viel Personen auf ein Exemplar eingetragen werden können, den Zuzugswilligen in der Zone zugeleitet. Wenn ich formell und exakt hätte vorgehen wollen, dann

hätte jeder Zuzugswillige einen separaten Antrag stellen, der vom Hilfswerk hätte geprüft werden müssen, um darauf dem Umsiedler zugesandt werden zu können. Das hätte aber eine Papierflut ergeben, für deren Bearbeitung aber kein Personal da war. Auch lag die Sache doch in der Zone so, dass die Umsiedler sich erst im Laufe der Monate fanden, oft durch Zufall zueinander stießen, die Familien waren meist auseinandergerissen. Die Zuzugsgenehmigungen wurden von mir unterschrieben und den Zuzugswilligen einfach per Post zugeschickt. Diese trugen dann die Namen ein, die da waren, und zogen zur Grenze. Gewiss, es gab dabei auch Anomalitäten, z. B. dass auf einer Zuzugsgenehmigung nicht nur die Vorderseite, sondern auch die Rückseite vollbeschrieben war. Aber: Not hat eigen Gebot. Und die Hauptsache war ja, dass, wer mitkommen wollte, konnte sofort abfahren.

## **Der große Schwabenzug 1946**

An der Zonengrenze wurden die vom Hilfswerk ausgestellten Zuzugsgenehmigungen fast ausnahmslos anerkannt und man ließ die Leute passieren, sowohl auf der russischen als auch auf der englischen Seite. Vorsorglich entsandte ich an die Hauptübergangsstellen einen Delegierten des Hilfswerkes, der eventuelle Stauungen zu regeln hatte. Es war Herr August Zaiser, der seine Aufgabe pflicht- gemäß erfüllte.

Sobald die Umsiedler auf der englischen Seite ankamen, wurden sie in Eisenbahnwagen verladen und in kompletten Zügen nach Stuttgart geschickt. So rollte ein Zug nach dem andern an, beladen mit Menschen, deren Gepäck, mit Pferden und Trecks. Der Güterbahnhof in Stuttgart war bald von Zügen blockiert. Die nächsten Transporte wurden nach Zuffenhausen, Feuerbach, Kornwestheim und Untertürkheim geleitet und dort abgestellt. Ich erinnere mich noch lebhaft an einen Tag, als die Eisenbahndirektion Stuttgart das Eintreffen von vier kompletten Zügen meldete, jeder Zug hatte 40 bis 60 Waggons. Der Leser wird fragen, wer denn die Kosten dieser Züge bezahlt hat? Nun, die Eisenbahn wollte mir mal eine große Rechnung schicken. Ich konnte sie bloß bitten, vernünftig zu sein, und um keine Zeit zu verlieren, möchte sie die Rechnungen direkt entweder der Militärregierung oder dem Innenministerium zusenden. Später habe ich nie mehr was davon gehört.

Jeder Zug hatte laut Weisung des Hilfswerkes einen Transportführer zu ernennen, der mit einer Namensliste und der Anzahl der Gespanne ins Hilfswerk kam. Herr Jakob Becker hatte die Aufgabe, die Verteilung der Transporte nach familiären, verwandtschaftlichen und anderen Gesichtspunkten vorzunehmen, und die Einweisungen in die jeweiligen Kreise zusammenzustellen, wobei er mit viel Hingabe und Liebe zu seinen Landsleuten alle Sonderwünsche berücksichtigte. Welche oft übermenschlichen Anstrengungen und Anforderungen er dabei an den Tag legte, kann nur der ermessen und verstehen, der Herrn Becker in seiner praktischen Arbeit sah... und bewunderte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er in völliger Erschöpfung öfters in mein Büro kam und nicht klagte, nur Rat in dem einen oder anderen Fall erbat. Die Leser dieser Zeilen aber möchten sich an diese Zeit erinnern und Herrn Becker dankbar sein.

Mit einigen Kreisen hatte sich die Aufnahme der Schwabenumsiedler bereits so gut eingespielt, dass die Einweisungen telefonisch gemacht werden konnten. Mit besonderer Dankbarkeit denke

ich da an die Kreise Ludwigsburg, Heilbronn und Nürtingen. Es war rührend, z. B. von Herrn Dobler vom Landratsamt Ludwigsburg zu hören: „Herr Rüb, ich nehme jede Anzahl von Ihren Schwabenumsiedlern auf. Ich habe es selbst gesehen, wie die Frauen der Schwabenumsiedler sofort mit den einheimischen Bäuerinnen sich in der Küche zu schaffen machen, ihnen Kartoffelschälen helfen, mitkochen, mithelfen im Hof und Garten. Man sieht die Schwabenumsiedler eigentlich überhaupt nicht auf der Straße, während ich beobachte, dass andere Flüchtlingsfrauen gepudert und geschminkt auf den Straßen promenieren.“

Herr Frisch Kreisflüchtlingskommissar in Heilbronn, hatte die Schwabenumsiedler besonders warm in sein Herz geschlossen und ließ ihnen jede nur gangbare Unterstützung in der Eingliederung zukommen. Das werden die Dobrudschaer im besonderen bestätigen können. Immer wenn ein Engpass in der Aufteilung der Umsiedler bei mir in Stuttgart eintrat, und ich keine anderen Auswege mehr fand, hat Herr Frisch bereitwilligst zugestimmt. Später war es bald so, dass die Umsiedler direkt zu Herrn Frisch gingen — und Aufnahme fanden.

Der Bürgermeister von Wendlingen, Kreis Nürtingen, Herr König, war eine weitere aufgeschlossene Persönlichkeit uns Schwabenumsiedlern gegenüber. Mit rührendem Zuvorkommen nahm er unsere Leute in seiner Gemeinde auf und bemühte sich unentwegt auch um deren persönliches Fortkommen und Eingliederung. Wendlingen ist ja bekanntlich die Hochburg der Sarataer, meiner engeren Heimatgemeinde. Und man wird sicher Verständnis dafür haben, wenn ich das bekannte Zusammengehörigkeitsgefühl der Sarataer förderte.

## **Die wirtschaftliche Betreuung der Schwabenumsiedler**

Man wird auch die nachstehenden Darlegungen in ihrer ganzen Bedeutung nur dann verstehen, wenn man sich in die Jahre der größten Not des deutschen Volkes von 1945 bis 1947 versetzt.

Die Umsiedler waren damals Menschenruinen, die sich inmitten der Häuserruinen bewegten, mit dem Unterschied, dass letztere ganz zusammengebrochen waren, während wir noch einen ungebrochenen Willen und entschlossenen Mut zum Wiederbeginnen und Weiterleben in unseren Herzen trugen. Das war aber das Entscheidende. Mit solchen Menschen war noch was zu machen.

Ich war mir von Anfang an darüber im klaren, dass die Hauptlast der wirtschaftlichen Eingliederung von jedem einzelnen selbst getragen werden muss und ermahnte in diesem Sinne bei allen Gelegenheiten die Landsleute, zuzugreifen und zu sehen, wie jeder in seinem Beruf und Umgebung vorwärtskomme. Ich war mir weiter darüber im klaren, dass die wirtschaftlichen Belange der Umsiedler den Vorrang vor den karitativen Maßnahmen, wie Spendensammlung und -verteilung, haben müssen. Wir wollten keine Almosenempfänger sein! Das Hilfswerk musste also die Aufgabe und Verpflichtung übernehmen, den einzelnen in seinem wirtschaftlichen Kampf zu unterstützen, sei es durch Ausübung eines Gewerbes Beschaffung einer Werkstätte, Beschaffung von Werkzeugen, Umschulung, Ansiedlung, Unterbringung in Wohnung etc., und dann die Allgemeinheit nach außen zu vertreten, wo immer es galt: bei Behörden, Handwerkskammern, Landsiedlung, Landräten, Bürgermeistern usw.

Mit welchen Schwierigkeiten aber jeder zu kämpfen hatte, darüber gibt einen umfassenden

Aufschluss ein Vortrag den ich im „Landesausschuss für Flüchtlinge und Vertriebene“ im Innenministerium Stuttgart, am 30. Juni 1947, als Vertreter der Flüchtlinge gehalten habe. Dieses Wirtschaftsreferat ist zugleich ein geschichtliches Dokument jener Zeit. Der Vortrag, „Die wirtschaftliche Eingliederung und Aktivierung der Flüchtlinge in den Wirtschaftsprozess Baden-Württemberg“, liegt gedruckt in einer Broschüre vor.